Rede zur Eröffnung der 44. Allgemeinen Versammlung der Deutschen Anthropologischen Gesellschaft,

Nürnberg, August 1913.

Von Felix von Luschan.

Ew. Königliche Hoheit, hochgeehrte Anwesende!

Dieses Jahr 1913 ist, wie selten ein anderes, ein Jahr der Rückblicke; vor allem ein Jahr hochgemuten Gedenkens an die Zeit der großen Erhebung unserer Nation vor einem Jahrhundert. Ebenso aber ziemt hier in Nürnberg ein Rückblick auf die nun schon fast tausendjährige Blüte dieser alten deutschen Reichsstadt. Noch heute wird Nürnberg als Industriestadt nur von wenig anderen unserer Städte übertroffen, aber es hat eine Zeit gegeben, in der Nürnberg das Herz und der Kopf des ganzen Deutschen Reiches war. Die große Zeit der Reformation und der Entdeckung von Amerika hat hier in Nürnberg die großen Männer gefunden, die sie brauchte, und ebenso sind die am Ende des 15. Jahrhunderts von Prinz Heinrich dem Seefahrer so glorreich eingeleiteten Unternehmungen der Portugiesen an der Küste Westafrikas für alle Zeiten mit dem Namen des Nürnberger Kosmographen Martin Behaim verknüpft. So geht uns noch heute das Herz auf, wenn wir an Hans Sachs und Peter Vischer denken, und voll Andacht stehen wir am Johanniskirchhof vor den Gräbern von Albrecht Dürer, Veit Stoss und Willibald Pirckheimer.

So blühte Nürnberg, als manche deutsche Großstadt von heute noch ein unscheinbares Dorf war, und so blüht es noch heute, in ungeschwächter Kraft, als eines der großen Zentren deutscher Industrie und deutscher Technik. So blüht auch heute noch, mehr als hundertjährig, Ihre Nürnberger Naturhistorische Gesellschaft, die 1801 gegründet und lange Zeit nicht nur in diesem zufälligen Sinne die erste ihres Jahrhunderts war. So blüht hier, einzig in seiner Art und unvergleichlich, das „Germanische Museum“, und so gehen von hier, von einem Nürnberger Lehrer, Christoph Wirth, das aus der Ferne lenkbare Boot und die Fernbremsung von Eisenbahn-

zügen aus — Erfindungen, die an unmittelbarer praktischer Bedeutung hinter den altberühmten Nürnberger Erfindungen, von denen wir schon in der Schule gelernt haben — Taschenuhren, Windbüchse, Feuerschloß und Globus — wahrlich nicht zurückstehen.

Ein anderer Rückblick erneuert in uns das Gedächtnis an die 18. Tagung unserer Gesellschaft hier in Nürnberg 1887. Es war unter den vielen Veranstaltungen dieser Art, an die ich mich persönlich erinnere, wohl diejenige, die mir den nachhaltigsten Eindruck gemacht, nicht sowohl durch das wissenschaftliche Material, das wir hierher mitgebracht, als besonders durch die Güte und Freundschaft, die uns von den Nürnbergern geboten wurde. Noch lebt in uns die Erinnerung an all das, was Frau und Herr v. Forster damals für uns gewirkt und geschaffen haben.

Aber auch der wissenschaftliche Gewinn aus jeder Tagung war kein geringer. Rudolf Virchow sprach über die Kupferzeit und zerstörte damals die Legende von dem hohen Alter der indischen Bronze. Török sprach über jugendliche Gorillaschädel, Oscar Fraas über das Fragment von Canstatt; Sepp über „Kirchen“ als „Steinkreise“, wobei er, in geistreicher Weise unserem Schuchhardt vorgreifend, für das hyperboräische Stonehenge bis auf Hekataeus von Milet zurückging, Naue zeigte seine neuesten Ausgrabungen, der unvergeßliche Tischler und der scharfsinnige Wilhelm Reiss erfreuten uns wenigstens durch lehrreiche Diskussionsbemerkungen — sie alle sind dahin. Aber noch leben von den Hauptstützen jener Tagung außer den beiden Forster, die ja auch jetzt wieder Elternstelle an uns vertreten, noch Kollmann und Ammon, Montelius, den wir in seiner 70jährigen Jugend noch vor uns sehen, fast unverändert, und Rudolf Much, der damals mit seiner gehaltvollen Rede über die Verbreitung der Germanen seine ersten wissenschaftlichen Sporen verdiente. Auch von den Steinen und Ehrenreich, die Virchow damals als „zwei eifrige junge Männer“ bezeichnete, können wir heute unter uns begrüßen, beide in der Vollkraft ihrer Tätigkeit, ebenso eifrig, wenn auch nicht mehr ganz so schlank wie damals.

Aber auch auf die Rede, mit der ich unsere letzte Versammlung in Weimar eröffnen durfte, muß ich heute noch zurückkommen. Ich sprach damals von der Wichtigkeit der sozialen oder angewandten Anthropologie, von der angeblich drohenden Entartung aller Kulturvölker, sprach über Abrüstungsvorschläge und erwähnte, wie wir im Deutschen Reich Jahr für Jahr mehr Geld für Alkohol ausgeben als für Heer und Flotte zusammen genommen.

Ich weiß nicht, ob ich damals mit diesen Ausführungen großen Eindruck gemacht habe. Nur meine Bemerkungen über die Pest des Zweikindersystems wurden von der Tagespresse aufgenommen und haben mir eine Flut von meist sehr groben Briefen eingetragen.

Ich kann mich über diese Zuschriften trösten. Sie zeigen wenigstens, daß viele Leute über das Problem der richtigen Kinderzahl auch wirklich ernsthaft nachgedacht haben, und ich kann nur hoffen, daß sie noch weiter darüber nachdenken.

Die Frage nach der richtigen Anzahl der Kinder, die Erkenntnis, daß neben Krieg, Hungersnot, Seuchen und anderen zufälligen und vorübergehenden Faktoren auch andere Einflüsse das Gleichgewicht der Bevölkerungszahlen stören können, ja sogar die Einsicht, daß es frevelhaft sei, die Kinderzahl künstlich zu beschränken — all das ist nicht etwa irgendwie neu: Klagen über bewußte Beschränkung der Kinderzahl kennen wir schon aus dem Altertum. Ja, vielleicht hat niemand je das ganze Problem schärfer umrissen und mit besseren Worten gekennzeichnet als vor mehr als zwei Jahrtausenden Polybios, wenn er feststellt, wie zu seiner Zeit „ganz Hellas an Kinderlosigkeit litt und an Menschenmangel, sodaß die Städte leer wurden und das Land keine Früchte mehr trug, obwohl weder lang dauernde Kriege noch Seuchen das Land betroffen hatten. Denn die Menschen hatten sich dem Uebermüde, der Geldgier und der Trägheit zugewendet. Sie wollten nicht mehr heiraten, oder wenn sie es schon taten, doch nicht alle ihre Kinder aufziehen“.

Wenn später Tacitus von den Germanen berichtet, daß

bei ihnen Einschränkung der Kinderzahl als Frevel galt, so können wir daraus ersehen, wie zu Beginn unserer Zeitrechnung das, was wir heute als neumalthusianische Praktiken kennen, bereits bekannt, verbreitet und nur von einer einsichtigen Minorität gebrandmarkt war. Ebenso entnehme ich dem schönen Buche von Schallmayer (Vererbung und Auslese), wie schon unter Caesar Prämien auf reichliche Nachkommenschaft gesetzt und wie „ähnliche Mittel auch unter Augustus, Nerva, Trajan und Hadrian versucht wurden. Sie scheinen alle nur geringen Erfolg erzielt zu haben“.

Tatsächlich sehen wir, wie jammervoll die griechische und die römische Kultur unter dem Einflusse gesunder und kinderfroher nordischer „Barbaren“ zusammenbrach. Freilich gibt es Leute, die da meinen, das Aufhören des Stolzes auf eine große Kinderschar sei an sich eine Kulturercheinung und gehöre eben einfach mit unter die typischen Eigenschaften eines wirklichen Kulturvolkes. Diese selben Leute halten natürlich nicht nur alle die neumalthusianischen Praktiken an sich für erlaubt, sondern billigen auch ihre Propagierung. Persönlich halte ich die Verbreiter dieser Lehren und Praktiken für die schlimmsten und gefährlichsten Feinde des Volkes und der Nation, aber noch scheint es keine Möglichkeit zu geben, gerichtlich gegen sie vorzugehen, und so muß es das Bestreben gerade der Sozialanthropologen sein, darüber nachzudenken, wie diese Lehren auf andere Weise unschädlich gemacht werden können.

Sicher ist die künstliche Beschränkung der Kinderzahl eine Kulturercheinung, aber sie ist heilbar, wie andere Kulturkrankheiten auch. Nur müssen wir uns darüber klar werden, daß sie, sich selbst überlassen, früher oder später zum Selbstmord der Nation führt und deshalb mit allen Mitteln bekämpft werden muß.

Ich habe im vorigen Jahre gezeigt, wie die Geburtenziffer in Groß-Berlin jetzt schon auf das Pariser Niveau herabgesunken ist, und ich möchte jetzt darauf hinweisen, wie das Zweikindersystem inzwischen unsere westlichen Nachbarn mit absoluter Notwendigkeit zur Wiedereinführung der dreijährigen Dienstzeit geführt hat. Eine unbestrittene und unbestreitbare französische Autorität, Lacassagne in Lyon, hat die Anzahl der Jahr für Jahr in Frankreich bewirkten kriminellen Fehlgeburten auf rund 500 000 berechnet, und es gibt Aerzte, die für Deutschland eine nicht sehr wesentlich geringere Zahl annehmen. Dabei sinkt da wie dort die Strenge der Beurteilung; bis 1880 wurden in Frankreich 89, bis 1909 schon mehr als 95 % der angezeigten Fälle unbestraft gelassen.

Diese und alle die anderen gleich verwerflichen Methoden zur Beschränkung der Kinderzahl sind auch bei uns längst schon von den Städten auf das flache Land vorgedrungen und haben sich über große Teile des Reiches verbreitet. Noch haben wir einen sicheren Ueberschuß an Wehrpflichtigen, aber die Milliarde, die wir jetzt als Jahrhundertspende opferfreudig und begeistert aufbringen, wird früher, als manche denken, zu der Erkenntnis führen, daß der erweiterte Rahmen auch bei uns in Deutschland nicht immer leicht zu füllen sein wird.

Wenn die jetzt auch bei uns überhandnehmende Beschränkung der Kinderzahl nicht zum Stillstand kommt, wird die Rücksicht auf unsere nationale Sicherheit, ja auf unsere nationale Existenz früher oder später auch uns wieder zu einer Verlängerung der Dienstzeit zwingen, und es wird uns dann nur ein geringer Trost sein, wenn wir sehen, daß unsere westlichen Nachbarn dann vielleicht schon glücklich bei einer vierjährigen Dienstzeit angelangt sind.

Dabei liegt für uns die größte Gefahr nicht etwa bei den großen Massen der Industriearbeiter. Freilich stellen falsche Apostel jetzt auch dem Arbeiter die aus drei bis vier Köpfen bestehende Zwergfamilie als den für ihn allein wünschenswerten Zustand hin. Aber die Intelligenz und der gesunde Sinn unserer Arbeiter wird sie über kurz oder lang schon von selbst dahin führen, einzusehen, welche innere und nachhaltende Kraft auch für sie eine große Familie und ein zahlreicher Nachwuchs bedeutet. Wirklich ernst und gefährlich wird die Lage nur, sobald die Krankheit in erheblichem Maße auch auf das flache Land übergreift, wo ihr ja ohnehin durch die natürlich ge-

gebenen, oft nur zu engen Grenzen des Grundbesitzes von vornherein ein günstiger Boden bereitet ist. Das flache Land aber wird, wie vielfache Betrachtungen immer wieder von neuem lehren, nicht etwa von den Industriearbeitern infiziert, sondern von dem wohlhabenden Mittelstand aus, also gerade von den Leuten, die am allerehesten imstande wären, eine größere Zahl von Kindern hochzubringen, und die sich dieser Pflicht in immer zunehmendem Maße und aus den allernichtigsten und verwerflichsten Gründen entziehen. Auf diese Kreise also wollten wir zunächst einzuwirken trachten, um den Selbstmord der Nation zu verhindern oder wenigstens aufzuhalten.

Der stumpfsinnige russische Bauer, der in der Schnapsbude über die Juden schimpft, der „teutsche“ Biedermeier, der auf der Bierbank gegen das Vordringen der Slawen wettet, und der amerikanische Staatsmann, der sich über die gelbe Gefahr den Kopf zerbricht — sie übersehen alle gleichmäßig, daß die großen sozialen Kämpfe der Zukunft im Ehebett ausgefochten werden müssen und daß die wahre Macht der Asiaten in ihrer Kinderfreudigkeit wurzelt.

Von solchem Standpunkt aus ist wohl verständlich, wie ich immer wieder von neuem auf die unmittelbar praktische Bedeutung der angewandten Anthropologie zurückkomme. Ist schon die Anthropologie als solche, als Lehre vom Menschen, an sich eine der allerwichtigsten Disziplinen, deren Bedeutung freilich von den meisten Unterrichtsverwaltungen noch gering geschätzt wird, so ist die angewandte oder soziale Anthropologie von so vitaler Wichtigkeit für uns als Nation und für das Vaterland, daß ich nur einer Pflicht nachkomme, wenn ich bei jeder Gelegenheit auf diesen Zweig unserer Wissenschaft hinweise. Sicher ist schon an sich der Mensch das wichtigste Studium des Menschen, und gar erst die Erforschung der großen und sozial wichtigen Probleme, wie die der Vererbungsfragen, der Mischehen, der sinkenden Geburtenziffern etc. sollten in viel ausgedehnterem Maße studiert werden können, als gegenwärtig möglich ist. Bisher hat in ganz Deutschland nur München und Berlin ein Ordinariat für Anthropologie, und selbst dem Berliner fehlt noch ein wirkliches Laboratorium mit den nötigen Assistenten, Statistikern etc. Wir haben dann noch einige wenige Extraordinariate und Privatdozenten, und an den meisten anderen Universitäten ist die Anthropologie überhaupt garnicht vertreten.

Da ist uns die Schweiz weit voran und vor allem Italien: Oesterreich, das lange nachhinkte, hat in den letzten Wochen angefangen, das Versäumte nachzuholen und in Wien dem Prähistoriker Hörnes einen wirklichen Anthropologen, Pösch, zunächst freilich leider nur als Extraordinarius, an die Seite gestellt.

Unser Ziel muß natürlich sein, an jeder Universität mindestens ein Ordinariat für physische Anthropologie mit einem gut dotierten Arbeitsinstitut auch für sozialanthropologische Studien zu bekommen. Früher oder später muß das erreicht werden.

Inzwischen ziehen wir deutschen Anthropologen von Stadt zu Stadt, lehrend und lernend, vor allem aber in der Hoffnung, die Lehrer für unsere Arbeit zu gewinnen, die Lehrer und mit den Lehrern die Jugend und mit der Jugend die Zukunft und das Heil unserer Nation und unseres gemeinsamen Vaterlandes.